

# Die politische Insel: 500 Jahre Utopia

Thomas Morus, britischer Humanist und Staatsmann, entwarf eine ideale Gesellschaft. Kühnheit und Konservatismus bestimmen ihr Bild. Und: Es ist eine strenge Arbeitsgesellschaft.

Der Ausdruck klingt noch so frisch, dass man sich Alter nicht glaubt: Vor einem halben Jahrtausend stellt der Humanist und Staatsmann Thomas More, in der damaligen lingua franca: Morus, sein Werk „Von der besten Staatsverfassung“ unter dem erweiterten Titel „und der neuen Insel Utopie“ vor. Er gibt eine neue Gattung des politischen Denkens sowohl den Titel vor, Utopia, als auch ihre literarische Form, den Reisebericht zu einer bislang unbekanntenen Insel, auf der ideale gesellschaftliche und politische Verhältnisse herrschen. Überlegungen zu einem idealen Gemeinwesen gibt es seit den Anfängen politischen Denkens. Deren literarische Form bilden aber entweder der Dialog im Sinne eines Argumentationsdramas – meisterlich Platons Politeia – oder die Abhandlung, für die bis heute Aristoteles' Politik das Muster abgibt. Erst bei Thomas Morus wird das politische Denken in einen Reiseroman gekleidet. Nach dem Vorbild der vor kurzem nur durch Zufall erfolgten Entdeckung der Neuen Welt wird die fiktive Reise zu einer abgelegenen, ebenfalls zufällig entdeckten Insel erzählt.

Nach Größe und Form ähnelt die Insel mit ihren 54 Städten und deren ländlicher Umgebung sowie mit einer an einem Fluss gelegenen Hauptstadt Großbritannien mit der Hauptstadt London. Der Bericht erscheint etwa zur selben Zeit wie ein jüngerer Zeitgenosse, Niccolò Machiavelli, seinen Essay „Il Principe“, der Fürst, verfasst, Morus, der Karrierejurist und überzeugte Christ, hält seinen Zeitgenossen den Spiegel einer besseren Welt vor. Machiavelli hingegen erklärt einem Regenten, wie er, notfalls skrupellos, politische Macht beschafft, bewahrt und zu ruhmvoller Größe steigert.

Morus veröffentlicht die Utopie ein Jahr vor seiner Berufung in das englische Kabinett, den Kronrat. Man kann den Text daher als die Programmchrift eines künftigen Ministers lesen. Für die Gehirne des politischen Denkens bildet es sich jedoch um das selbsterhellende Vorbild politischer Utopie. Einer Utopie, wörtlich: Nirgendland, wirft man gern Weltfremdheit vor. Morus ist sich des denkbaren Vorwurfs bewusst. Gegen die Gefahr, der Realitätsferne geziehen zu werden, stellt er seiner eigenen Utopie eine literarisch und inhaltlich überzeugende andere Erörterung voran, eine scharfe Kritik an den englischen Verhältnissen, die beinahe allesamt dem widersprechen, „was Christus gelehrt hat“. Zu mindest diesem Teil des Werkes kann man politische Schwärmer nicht vorwerfen. Aus intimer Kenntnis hat der Verfasser mit der damaligen sozialen und politischen Wirklichkeit scharf ins Gericht. Er geißelt die vielen Kriege, kritisiert die daraus resultierende hohe Steuerlast, die wiederum die Bevölkerung, insbesondere Kleinbürger und Bauern, in Mitleidenschaft ziehenden Kriminalität zur Folge hat.

Wie weit diese schonungslose Diagnose zutrifft, kann der Historiker besser beurteilen, für die Wirkungsgeschichte der Schrift spielt sie keine Rolle. Gemäß der Reise in eine neue Welt lässt sich zwar das erste Buch als eine „Kritik der Alten“ und das zweite Buch als „Entwurf einer neuen Welt“ verstehen. Zu einer Utopie, mittlerweile sogar Weltberühmtheit – viele Sprachen übernehmen den Titelausdruck „Utopie“ als Fremdwort – steigt Morus aber nur wegen des Entwurfs der Neuen politischen Welt auf. Diesem Vorbild für die zu zahllosen nachfolgenden, für des Dominikaners Tommaso Campanellas metaphysische Utopie Civitas Solis (Sonnenstadt), für das ideale christliche Gemeinwesen Christianopolis des Lutheraners Johann Valentin Andreae, für Francis Bacon's wissen-schaftliche Utopie „New Atlantis“, für James Harringtons republikanischen Gemeinwesen zu Hobbes' Leviathan, zum Commonwealth of Oceans, für Charles Fouriers sozialistische Utopie, nicht zuletzt für das Manifest der kommunistischen Partei von Karl Marx und Friedrich Engels – für alle diese klassischen Texte zählt allein Morus' zweites Buch auf die erfahrungsgestützte Diagnose vieler Missstände folgt deren Therapie, der von Vernunftoptimismus inspirierte Entwurf eines vorbildlichen, politisch wohlgeordneten und wirtschaftlich wohlhabenden Gemeinwesens.

Morus gliedert seinen Gegenentwurf in fünf Lebensbereiche. Greifen wir einige markante Elemente heraus: Die Städte werden von einer demokratisch gewählten, hierarchisch gegliederten Behörde geleitet. Je drei bis fünf Familien wählen einen Vorstand, der darauf achtet, „dass je mehr die Gewerbe betriebl, desto mehr Abhängigkeiten wählen die Vorstände ein Oberhaupt, den Staatspräsidenten, der sein Leben lang regiert, es sei

denn, man verdächtigt ihn des Verlangens nach Gewaltherrschaft. Auch gibt es zwangsbefugte Gesetze, freilich wenige und leicht auszuliegende Bestimmungen, denn weil es kein Privateigentum gibt, entfallen viele der sonst üblichen Regeln. Die Idylle der Staatsfreiheit findet sich auf Utopia jedenfalls nicht.

Platon verbietet in der Politeia der politischen Führungsschicht Privateigentum, damit sie gegen Geldgier und Korruption gefeit ist, und fordert sie zum Gemeineigentum auf. Aus einem grundsätzlichen Argument, dem Verständnis der Gerechtigkeit als strenger Gleichheit, erweitert Morus Platons Verbot; keinem Bürger ist Privateigentum erlaubt. Die Türen zu den Häusern lassen einen jeden ein: so gibt es keinerlei Privatbereich. Denn sogar die Häuser wechseln sie alle zehn Jahre durch Auslosung. „Weil die Utopier außerdem kein Geld brauchen, gibt es weder Arme noch Bettler. So leben die Insulaner in Eintracht und ständiger Sorge um das Gemeinwohl. Zu Recht wird Karl Kautsky, der zweiteilige Privatsekretär von Friedrich Engels, Morus den „Vater des utopischen Sozialismus“ nennen, zumal sich Utopia durch hohen öffentlichen Erfolg auszeichnet. Ihren Verzicht auf Privateigentum bezahlen die Utopier nicht mit dem, was Kritiker bald dem Ideal, bald der Realität des Sozialismus vorwerfen: Man lebt auf der neu entdeckten Insel nicht etwa ärmer als in der Alten Welt, sondern wohlhabender.

Zu den Gründern dürfte gehören, dass Morus in einem weiteren Punkt von dem neben Aristoteles übermächtigen Platon abweicht, mit dem er einen grundlegenden Wandel der damaligen Feudalgesellschaft fordert: Kein Bewohner darf vom Müßiggang leben. „Denn wie soll die Menge der Güter ausreichen, wenn sich jeder vor der Arbeit drückt, da ihn keinerlei Zwang zu eigenem Erwerb drängt und ihn das Vertrauen auf fremden Fleiß gar macht.“ Dass bei Morus selbst die politische Führungsschicht, also Beamte und Priester, arbeiten müssen, signalisiert den Übergang vom Ideal der Müßiggang zum Ideal der Arbeitsethik.

Schließlich lehnt sich Morus an eine schon von Aristoteles vorgebrachte Kritik an. Während er Gemeineigentum propagiert, verwirft er nicht nur für die Führungselite, sondern für die gesamte Bevölkerung Platons Frauen- und Kindergemeinschaft. Damit erweist er sich als konservativer denn Platon. Obwohl er sich persönlich auf bahnbrechende Weise um die humanistische Bildung seiner Tochter sorgt, insofern für Gleichberechtigung eintritt, setzt er sich für eine stabile patriarchale Gesellschaft ein: „Der Älteste steht an der Spitze der Familie. Die Frauen sind den Männern, die Kinder den Eltern und überhaupt die Jüngeren den Älteren unterstellt.“ Ein zweifellos wünschenswerter Wohlstand verbindet sich also mit einer kaum nachahmenswerten Familienstruktur. Diese denn doch erstaunliche Verbindung von revolutionären mit konservativen Elementen wird als höchst stabil gerühmt, als unvorstellbar konflikt- und krisenlos, ohne jemals eine grundlegende Reform zu benötigen. Seit der Entdeckung der Insel, die immerhin vor 1760 Jahren, also um ungefähr 250 vor der christlichen Zeitrechnung, stattfand, hat sich lediglich die Architektur verändert, denn die ursprünglichen niedrigen Hüften sind ansehnlichen Buden gewichen.

Die sozialen und politischen Verhältnisse hingegen sind gleich geblieben. Weder das System der demokratisch gewählten Behörden noch die Familienstruktur, selbst die schlichte und für alle gleiche Arbeits- und Freizeitkleidung sind kein Zeichen für Fortschritt. Die soziale und staatliche Unterschiede gibt es nicht. Die weiträumig und prächtig angelegten Städte „stimmen in Sprache, Sitten, Einrichtungen und Gesetzen vollkommen überein“. Weil fast die gesamte Bevölkerung arbeitet, dabei ausnahmslos alle die gleichen Tätigkeiten verrichten, zusätzlich ein Handwerk lernen, kann die Arbeitszeit – sechs Stunden pro Tag – kurz sein. In der reichlichen Freizeit wird gespielt und Musik gemacht. Man führt Gespräche oder widmet sich geistiger Weiterbildung, oder „Aus-schweifungen und Faulenzen“, noch dem Würfeln oder andern unschicklichen Spielen, die man noch nicht einmal kennt. Morus' Utopie ist keineswegs von Moralismus frei. So kennt man ein Spiel, in dem „die Laster in Schlachordnung gegen die Tugenden kämpfen“, wobei man hinterlistige Machenschaften und Mittel, sie zu veriteln, kennenlernt.

Wie ernst hat Morus diese teils attraktive, teils abstoßende Utopie gemeint? Der Weltreisende, den Morus berichten lässt, heißt Raphael Hythlodas. Nimmt man den Familiennamen ernst, der so viel wie „der Schwätzer“ bedeutet, kann so handelt es sich bloß um „Seemannsgarn“, um einen Scherz, voll Ironie, aber ohne tiefere Bedeutung. Morus lässt den Reichsterstarber aber vorwiegend unter dem Vornamen Raphael auftreten, welcher „der heil“ bedeutet. Zudem hält der Berichterstatter Ziele wie Reichtum und Macht für eitel, zeichnet sich hingegen durch eine edle, des wahren Philosophen würdige Gesinnung aus. So empfiehlt sich, von der Utopie sowohl die Kritik an den zeitgenössischen Verhältnissen als auch den Gegenentwurf ernst zu nehmen, sie aber zugleich mit einer kritischen Prise ironischer Leichtigkeit zu lesen. Ein humorloser Eiferer war Morus gewiss nicht. OTFRIED HÖFFE



Gerhard Seyfried zeichnete in den fast noch idyllischen West-Berliner Jahren den Konflikt von „Bullen“ und „Freakadellen“.

Foto www.gerhardseyfried.de



## Tatsächlich ist der Bulle kein Stier

Kluger Mann: Zur Sprachgeschichte einer Schmähhkritik

Die Bullen! Längst hat es diese Polizistenbezeichnung aus dem gesellschaftlichen Untergrund in die Mitte der Umgangssprache geschafft und die einst populäre „Polente“ aufs Altenteil verdrängt. Ein Reizwort im Grenzbereich der Beleidigung ist sie aber immer noch, denn zu nah liegt die Assoziation mit dem blindwütigen Stier. Auf ihr basiert das im linksalternativen Milieu der siebziger und achtziger Jahre kultivierte Feindbild des „bulligen“, knüppel-schwingenden Büttels, das in den Karikaturen Gerhard Seyfrieds seine zeittypische Gestalt fand. Kein Wunder, dass die metaphorische Gleichsetzung mit dem männlichen Rind weltweit für die etymologische Wurzel des polizeilichen „Bullen“ gehalten wird.

Der existierte allerdings schon lange vor den Achtundsechzigern; „Bulle“ lässt sich zuerst um die Jahrhundertwende im kriminellen Milieu des wilhelminischen Berlins nachweisen. In den zwanziger Jahren wird das Wort dann von Journalisten und Schriftstellern aufgegriffen: In Reiseberichten, die die Verbrechenverderber Berlins als touristische Attraktion präsentieren, werden berühmte „Bullen“ namentlich genannt. Die Einbrecher und Zuhälter in den Büchern von Alfred Döblin und Hans Fallada benutzen die Bezeichnung ebenso wie die proletarischen Aktivisten in den „Rote-Eine-Mark-Romanen“, die zur propagandistischen Unterstützung der KPD erschienen.

Durch Fritz Langs Film „M – eine Stadt sucht einen Mörder“ von 1931 lernte auch das Kinopublikum den Ausdruck kennen. Trotzdem blieb er zunächst auf die Randbereiche der Gesellschaft beschränkt: Eine im Auftrag des „Atlas der deutschen Volkskunde“ Anfang der dreißiger Jahre durchgeführte Erhebung zur Umgangssprache, die auch nach Polizeibezeichnungen fragte, erbrachte unter 8100 Belegten nur drei für „Bulle“ – weitaus verbreiteter waren „Polyp“, „Greifer“, „Putz“ oder „Polente“. Im Vergleich zu heute heißt „Bulle“ in den ersten Jahrzehnten seiner Existenz eine eingegrenztere Bedeutung: Nicht etwa die mit Gummiknüppel bewaffnete Schupps worden so genannt, sondern fast ausschließlich Kriminalpolizisten, die in den gewaltsamen Konfrontationen auf der Straße meistens nicht präsent waren und deren Ermittlungsarbeit und ziviles Erscheinungsbild auf den ersten Blick wenig „bullentypisch“ erschienen.

War es also wirklich der Vergleich mit dem tierischen Bullen, der den polizeilichen „Bullen“ hervorbrachte? Die etymologischen Nachschlagewerke liefern unterschiedliche Theorien, aber keine befriedigende Antwort auf die Frage nach der Herkunft des Wortes. Auf die richtige Spur führt hingegen der heute nahezu vergessene Roman- und Sachbuchautor Franz von Schmidt, dessen Bücher in den dreißiger bis fünfziger Jahren hohe Auflagen erreichten. Er hospitierte als Primaner vor dem Ersten Weltkrieg bei der Berliner Kripo und begleitete ihre Arbeit auch während der Weimarer Republik. In seinen 1955 unter dem Titel „Erlebte Kriminalistik“ erschienenen Erinnerungen gibt er eine vor dem Ersten Weltkrieg im Berliner Polizeipräsidium archivierte Liste mit Rotwelsch-Ausdrücken wieder. Dort findet sich auch ein knapper Hinweis zu „Bulle“: „Balchochem = Polizist (von Berliner Gaunern in Bulle/ halbhornisiert)“. Die Wortgeschichte von „Balchochem“ – häufig auch Balchochem oder Balchochem geschrieben – zeigt, dass es sich hierbei tatsächlich um die Vorform von „Bulle“ handelt: Es ist ein jiddisches Wort mit hebräischen Wurzeln und bedeutet eigentlich „kluger Mann“ – ein Ableger davon ist „ausgekocht“ im frühen neunzehnten Jahrhundert gelangte „Balchochem“ ins Rotwelsche – die Geheimsprache der Gauner, Landstreicher und Hausierer – und nahm die Bedeutung „Kriminalbeamter, der Rotwelsch kann und die Geheimsprache der Untertwelt kennt“ an. Zu „Bulle“ wurde „Balchochem“ zuerst in Berliner Stadtecken wie Mitte, Wedding, Neukölln oder Kreuzberg, die nicht nur durch Armut und schlechte Wohnverhältnisse, sondern auch durch hohe Kriminalitätsraten geprägt waren.

Ende des neunzehnten Jahrhunderts geriet das Rotwelsche hier zunehmend außer Gebrauch, und die Menschen passten das zum Fremdwort gewordene „Balchochem“ ihrem sprachlichen Horizont an. Befördert wurde die Umwandlung in „Bulle“ durch ähnliche Ausdrücke wie „Polente“ und „Pullezei“. Hand in Hand damit ging eine metaphorische Umdeutung in Richtung „Stier“, denn auch wenn Kriminalbeamte nicht als robuste Stiermücken auftraten, so konnte man ihnen doch die Gefährlichkeit von Bullen zusprechen:

Im Milieu wurden sie als bedrohliche Eindringlinge wahrgenommen, die mit ihren gefährlichen Razzien die Geschäfte störten, Vorbereitet war die Umdeutung auch dadurch, dass „Bulle“ als übertragener Ausdruck für soziale Dominanz schon weit verbreitet war. Nicht nur Unteroffiziere wurden so genannt, sondern auch Anführer von Jugendbänden (Klickenballe) und die Inhaber von Zutrittsmacht in Kasernen oder Gefängnissen (Küchenballe, Stationsballe).

In den zwanziger Jahren waren die sozialen Brennpunkte Berlins nicht nur Hochburgen der „Ringvereine“ – einer Frühform der organisierten Kriminalität –, sondern auch der KPD und ihrer Roten Frontkämpferbundes. In der Endphase der Weimarer Republik setzte sich auch die SA hier fest. „Bulle“ gelangte über die Kreise der Untertwelt hinaus in die ebenfalls polizeifeindlichen Milieus dieser Parteien und ihrer Kampfbereite und verbreitete sich schließlich auch außerhalb der Hauptstadt. Als hassgeladenes Schimpfwort in den Saal- und Straßenschlächen wurde „Bulle“ damals aber noch nicht verwendet – dafür dienten „Bluthund“ oder „Kosak“.

Erst zu Beginn der unruhigen sechziger Jahre veränderte „Bulle“ seinen Charakter und wurde zu einem Schimpfwort auch und vor allem für uniformierte Schutzpolizisten im Einsatz gegen Demonstranten. Nach den Schwabinger Krawallen von 1962 – einer Mischung aus Halbstarkandrangale und Studentenprotest – gab es heftige Kritik am Schlagstockeinsatz der „Bullen“. Zum politisch aufgeladenen Feindwort wurde „Bulle“ endgültig im Zuge der Bewegung von 1968, die auch „pig“ importierte, ein Schimpfwort, das die amerikanischen Black Panthers und die terroristischen Weathermen speziell auf Polizisten gemünzt hatten. Der Anglizismus wurde bald eingedeutscht und mit dem „Bullen“ verknüpft: „Vergess nie einem Bullenschwein die Klarre abzunehmen, wenn ihr ihm die Presse zertreten habt“, tönte die „Aktionsgemeinschaft Spandauer Schüler“ 1968 in ihrer Zeitschrift „Radikalinsk“. Seitdem hat „Bullenschwein“ ein steile Karriere gemacht als Hasswort, das die politischen Grenzen überschritten hat und bei Punks und Autonomen ebenso populär ist wie bei Hooligans, Skinheads und Neonazis. WOLFGANG KRUSCHKE

Clio trifft Wikipedia

## Geschichte online

Etablierte Nachschlagewerke sind die Encyclopaedia Britannica oder der Brockhaus. Niemand käme auf die Idee, von dort abzuschreiben. Anders im Falle Wikipedia: Berichtet ist das 2014 erschienene und dann rasch vom Markt genommene Sesselbuchchen des Verlags C. H. Beck, dessen Beiträge sich aus der Internet-Enzyklopädie bedient hatten, ohne die entsprechenden Passagen zu kennzeichnen (F.A.Z. vom 7. Mai 2014).

Dabei bestand 2014 längst ein eigener akademischer Diskussionsfaden zum Thema „Clio meets Wikipedia“. So hatte der 2013 verstorbene Basler Historiker Peter Haber den Nutzen, aber auch die Risiken der Netz-Enzyklopädie schon bald erkannt. Vor fünfzehn Jahren begann er, das digitale Projekt kritisch zu durchleuchten; im Zentrum stand der Charakter von Wikipedia als offenem, regelmäßig aktualisiertem und erweitertem Online-Nachschlagewerk. Nun vereint ein Sammelband, der sich ausdrücklich in der Tradition von Habers Forschungen sieht, vier Beiträge einer Sektion des 50. Deutschen Historikertages in Göttingen mit zehn weiteren Texten zum Themenfeld Online-Enzyklopädie („Wikipedia und Geschichtswissenschaft“, hrsg. von Thomas Wozniak, Jürgen Némitz und Uwe Rohwedder, Oldenburg 2015).

Eine Texter werfen die Frage auf, welche Probleme aus der Sicht des Historikers mit der Nutzung von Wikipedia verbunden sind. Andere thematisieren den Blick aktiver Beiträger der Enzyklopädie, sogenannter Wikipedianer, auf die Geschichtswissenschaft. Schließlich werden Beispiele genannt, wie sich von der Enzyklopädie bereitgestellte Daten für die geschichtswissenschaftliche Forschung nutzen lassen. Eigentlich ist Wikipedia auf einen neutralen Standpunkt festgelegt, eine Regel, die sich je nach Thema mehr oder weniger leicht einhalten lässt.

Die Autoren widmen einzelnen Lemmata kritische Kommentare: Eine Kritik zum Themenfeld „Krieg und Frieden“ besagt, der Eintrag zum „Krefelder Appell“, dem wichtigsten Aufruf der Friedensbewegung in den achtziger Jahren, unterschlägt den Einfluss der DPK (und damit der SED) auf dessen Initiatoren und auf den Text. Er blendet also die realsozialistische Instrumentalisierung des gesinnungsethisch motivierten Pazifismus aus (Peter Hoerig).

Eine andere Kritik lautet, der Eintrag zum Versailler Vertrag rücke in allzu väterlich-patriotischer Manier den Artikel zur Kriegsschuldfrage in den Vordergrund, obwohl die historische Forschung seit geraumer Zeit davon abgegangen sei; ausgerechnet in ihm den Dreh- und Angelpunkt des Vertragswerks zu sehen (Jürgen Némitz). Weiterhin beklagen die Verfasser – auch hier in den Fußnoten Peter Habers – die Schwierigkeit, einmal eingeschleppte, aber bei genauem Hinsehen schwer haltbare Formeln aus den Einträgen wieder zu entfernen. Die Lemmata werden von den Verteidigern der jeweiligen historiographischen Orthodoxie wie Erhöhte verwaltet und verteidigt. Ein Heer von Sichtern und Administratoren mache jedem Kritiker das Leben schwer, und zwar ganz unabhängig vom Grad an Berechtigung, den er für seine Kritik geltend machen könne. So sei die Schlüsselpositionen in der Wikipedia-Apparat nämlich wiederum Personen eine, die als besonders emsige Beiträger zur Enzyklopädie in Erscheinung getreten seien. Sie läten dies als Repräsentanten eines meritokratischen Systems, das sich selbst reproduziere.

Dagegen gelten zahlreiche wirklich gelungene Wikipedia-Artikel nach wie vor als Schlüsselpositionen in den Kasernen oder Gefängnissen (Küchenballe, Stationsballe). In den zwanziger Jahren waren die sozialen Brennpunkte Berlins nicht nur Hochburgen der „Ringvereine“ – einer Frühform der organisierten Kriminalität –, sondern auch der KPD und ihrer Roten Frontkämpferbundes. In der Endphase der Weimarer Republik setzte sich auch die SA hier fest. „Bulle“ gelangte über die Kreise der Untertwelt hinaus in die ebenfalls polizeifeindlichen Milieus dieser Parteien und ihrer Kampfbereite und verbreitete sich schließlich auch außerhalb der Hauptstadt. Als hassgeladenes Schimpfwort in den Saal- und Straßenschlächen wurde „Bulle“ damals aber noch nicht verwendet – dafür dienten „Bluthund“ oder „Kosak“.

Erst zu Beginn der unruhigen sechziger Jahre veränderte „Bulle“ seinen Charakter und wurde zu einem Schimpfwort auch und vor allem für uniformierte Schutzpolizisten im Einsatz gegen Demonstranten. Nach den Schwabinger Krawallen von 1962 – einer Mischung aus Halbstarkandrangale und Studentenprotest – gab es heftige Kritik am Schlagstockeinsatz der „Bullen“. Zum politisch aufgeladenen Feindwort wurde „Bulle“ endgültig im Zuge der Bewegung von 1968, die auch „pig“ importierte, ein Schimpfwort, das die amerikanischen Black Panthers und die terroristischen Weathermen speziell auf Polizisten gemünzt hatten. Der Anglizismus wurde bald eingedeutscht und mit dem „Bullen“ verknüpft: „Vergess nie einem Bullenschwein die Klarre abzunehmen, wenn ihr ihm die Presse zertreten habt“, tönte die „Aktionsgemeinschaft Spandauer Schüler“ 1968 in ihrer Zeitschrift „Radikalinsk“. Seitdem hat „Bullenschwein“ ein steile Karriere gemacht als Hasswort, das die politischen Grenzen überschritten hat und bei Punks und Autonomen ebenso populär ist wie bei Hooligans, Skinheads und Neonazis. WOLFGANG KRUSCHKE